

(Nachdruck verboten.)

18]

## Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

Der Forstgehilfe zögerte einen Augenblick, Lenz mit einem Augen fixierend, während er das andre zudrückte, als ziele er auf ihn, dann stieß er den Bergstock fest auf die Diele und rüstete sich zum Rückzug.

„Na, lauf halt für heut, 's kommt schon no Dein Tag. Psüa Gott, Flori,“ sagte er dann, die Thüre aufreißend, mit einem vielsagenden Blick. „Dein Vater wird sich hübsch wundern über die G'sellschaft da heroben, wenn ich's ihm verzähl.“

Flori machte sich mit dem Milchgeschirr zu schaffen und erwiderte kein Wort. Erst als die Thüre heftig zusiel, erhob er sich. „Recht hat er, a Schand is. Aber grad der Resl hast Du's z' dan'n, daß i mit zu so was hergeb'n hab'.“

„Weiß i wohl,“ erwiderte Lenz schmunzelnd. „So z'wider mir die Sach selber is, heut hat's ma grad tauat. Allweil no im Kopf, d' Resl? Daß Du net müad wirst?“

„Daß Du net müad wirst, dageg'n z'red'n? Was kann's denn Dir verschlag'n?“ fragte Flori.

Lenz zog sein Bein herauf und stocherte in der Äsche des Herdes. „Weil i's kein Achenbacher net vergum, das Mabel.“

Flori lachte. „Was hast denn Du z' vergumma? Ja, wenn Dein Bruder so red't, ihr Vater, nacha begreif i's, d' Feindschaft red't aus ihm, der Satz, und bei mir dahoam a, aber Du? Du bist ja gar kein richtiger Lehner!“

Lenz zuckte zusammen wie unter einem Peitschenhieb. Das war seine empfindlichste Stelle. Das Verhalten Floris vor wenigen Minuten hatte ihn verjöhlicher gestimmt, jetzt erwachte der böse Geist wieder in seinem Innern.

„A Feindschaft also meinst, stand Dir im Weg?“ Er lachte boshaft vor sich hin. „Wenn i Dir aber 's Gegenteil sag', a Freundschaft, a alte heiße Freundschaft, viel älter und viel heißer, als Du mit der Resl —“

Flori lachte hell auf. „Vielleicht gar zwischen dem Lehner und mein Vatarn?“

„Muas denn grad Dein Vater sein? Hast denn nie g'hört, wen der Lehner eigentli hätt' heirat'n soll'n?“

Flori stuzte. „Na, die Muatt'r halt, das is do a alte G'schicht.“

In Flori tauchte eine dunkle Erinnerung auf, davon schon gehört zu haben. In dieser sonderbaren Verbindung gebracht, jetzt wieder erweckt, nachdem er selbst die Liebe kennen gelernt, wirkte sie viel stärker.

Er starrte nachdenklich auf den Boden. „Und desweg'n? Des wär' a Grund!“ Plötzlich zeigte sich wieder die alte Heiterkeit auf seinem Antlitz. „Aber schau, Lenz, wenn's wirklich so war, nacha mißten's ja die größte Freud' daran hab'n, wenn wir z'jamm'r kema, d' Resl und i, ihre Kind'r?“

„Meinst?“ erwiderte Lenz. „Ja, wenn der Urban und Dein Muatt'r um zwanzig Jahr' älter wär'n, wär's wohl mögli — aber sie san's halt net.“

Lenz' Blide wurden immer lauender, dieses langsame Eintropfeln des Giftes in Floris unschuldiges Ohr machte ihm höllischen Spaß.

„Was hat denn bei der G'schicht 's Alter z' thun?“ fragte dieser.

„Al's! Gar all's! Weil d' Hoffnung stirbt mit dem Alter.“

Dieser Tropfen wirkte schon.

„D' Hoffnung?“ fragte Flori erschreckt, „was für a Hoffnung?“

„Dieselbe, die Du hast, Narr, auf's z'jamm'r kemma, z'guat'r Letz.“

Lenz sprach die Worte flüsternd; um so düsterer, unheilvoller klangen sie, Flori rieselte es kalt über den Rücken.

„Aber — aber —“

Die Raubtieraugen neben ihm bannten ihn. „Al's nix mit Deim Aber. Die Cens is a frank's Weib, bei der steht's von heut auf morg'n. Dein Vater — no — Dein Vater —“ Er machte eine sonderbare Pause.

„Um fünfzehn Jahre älter is er, is a schon was — aber wenn d' Resl und Du z'jamm'r kemma, nacha wär' des all's für nix. Leucht's Dir jetzt ein? Ja?“

Flori wich entsetzt vor dem Menschen zurück. „Jesses, bist Du schlecht!“ Sonst brachte er nichts hervor.

„Sa, alleweil i! Natürli, weil i mi net stimma laß und d' Sach beim recht'n Nam' nimm'. Meinst, Dei' Muatt'r glaubet, daß solche Gedanka mögli' wär'n oder der Urban? Beileib net! No weniger als Du selb'r. Das wär' ja a Sünd, a Verbred'n! Und do san's voll davon. Ja, in dene Jahr hat d'Liab a ganz anders G'sicht als in Dein', da woant ma net, seuzt ma net, wird net rot und blaß, schaut a net in d' Stern und in Mond und dudelt auf der Guitarr', da is all's ganz stad, wie ausg'torb'n nach auß'n, aber da drin —“ Lenz preßte beide Fäuste auf die Brust — „da brennt's und arbeit's, fehr't 's unterm z' oberst, bis endli an Ausweg find', nacha aber kimmt's daher wie a wild's Bergwass'r, das all's z'jamm'reißt, was ihm im Weg steht.“

Lenz war jetzt völlig verändert, das ständig bleiche Gesicht war tief gerötet, die halb geschlossenen Augen loderten in leidenschaftlicher Glut, und die schwächliche Gestalt reckte und dehnte sich plötzlich in fremdartigem Kraftgefühl. Flori gefiel er so viel besser, so entsetzt er auch über seine Worte war.

Plötzlich jedoch brach Lenz ab und lachte wieder spöttisch über das stumme Stammen Floris, „er habe ihn nur a bißl säckel'n woll'n, so schlimm wird's wohl net sein.“ Dann sah er wieder schen in der Hütte herum, schließlich an das Fenster, spähte gebückt hinaus, doch da prallte er mit einem Aufschrei zurück.

Ein Mannskopf verdeckte ihm plötzlich die Aussicht, in demselben Augenblick ging schon die Thüre auf, der Achenbacher trat ein, schweißtriefend, außer Atem vom schnellen Gang. Er hatte den Bergstock verächtlich um die Mitte gefaßt, seine ganze Stellung war eine drohende gegen Lenz, der sich unwillkürlich an Flori drückte.

„Gätt's dem Forstg'hil'n bald net glaubt, daß mögli' wär'.“ begann Lorenz, bebend vor Wut. „Mei' Mm an Unterfchlupf für so a Diabsvoll.“

„Er hat ma an Gruaß' bracht von der Resl,“ erklärte Flori, ohne sich in diesem Augenblick einer Lüge bewußt zu sein.

Der Vater warf ihm nur einen verächtlichen Blick zu. „Ja, so fangt ma die Gimpeln! Aber Dir will i alle Griaß austreib'n, ein für allemal.“ Mit diesen Worten packte er Lenz vorn an der Brust und schlug auf ihn ein. „Wart' i will Di zeichna für morg'n. Is dem Herrn Bürgermeist'r scho 's Kress'n ausganga, daß er Di auf's Stehl'n schickt?“

Schlag auf Schlag folgte, Lenz gab keinen Laut von sich, wehrte sich nicht, erhob nicht einmal abwehrend den Arm, aber in dem Leichenblaffen Antlitz schillerten die grauen Augen in unheimlichen Lichtern.

Für Flori hatte dieses wehrlose Erdulden der Mißhandlungen etwas Unheimliches, über das er sich nicht Rechenschaft geben konnte, während es seinen Vater nur noch mehr erhitzte; er mußte dazwischen treten, die angeborene Ehrfurcht vor dem Vater überwindend.

Lenz erhob sich langsam, schweigend, aber seine Brust hob sich schwer, die schmalen, farblosen Lippen zitterten, als er zur offenen Thüre wankte. Dort blieb er einen Augenblick stehen, sich an dem Pfosten festhaltend. Sein Blick froh auf dem Boden umher, dann hob er sich plötzlich an Lorenz herauf, der in einer Anwandlung von Ekel den Bergstock in die Ecke geschleudert.

„Nach a schwarz's Kreuzl hinter den Tag, Achenbacher,“ sagte er, „daß Du 'n net vergißt,“ setzte er nach einer Pause hinzu.

Lorenz wich unwillkürlich dem drohenden Blick aus, der in dem zerfallenen Antlitz aufleuchtete. Als er wieder hinsah, war der Raum unter der Thüre leer, Lenz war verschwunden.

Sein Boltern gegen Flori blieb jetzt wirkungslos. Was war dieser kindische Zorn gegen den Abgrund wilder Leidenschaft, in den dieser eben zum erstenmale in seinem Leben durch das leuchtende Raubtierauge des Lenz wie durch einen Zauberspiegel geblickt hatte.

Draußen flammte das Geschroß in purpurner Röte, von

unten schlichen blaue, kalte Schatten herauf und scheuchten sie immer weiter hinauf. Zuletzt glühte nur noch ein feiner Saum — auch der erlosch — die Nacht lagerte sich auf den Gipfeln.

Flori fror, daß ihm die Zähne auf einander schlugen. Es war der 22. August. Er machte wirklich ein Kreuz hinter dem Datum und verfröck sich in das Feu. Doch er konnte lange nicht schlafen, die Bergwasser brausten so stark wie noch nie.

Burgl war schon vor Sonnenaufgang in der Höhe. Es war ihr immer am wohlsten, wenn sie allein im Hause war. Lorenz' ganzes Wesen drückte auf sie. Es war ein ständiger, wenn auch selten laut ausbrechender Kampf um die Herrschaft im Hause, den kein Strahl der Zuneigung milderte.

Flori liebte sie als ihr einziges Kind auf ihre verchlossene Art, aber seit neuerer Zeit war eine für sie unliebame Veränderung mit ihm vorgegangen. Aus dem Bub'n war mit einmal ein Mannsbild geworden. Sie kam sich alt vor neben ihm. Eine förmliche Angst überkam sie, ein krankhaftes Hasten, den entfliehenden Jahren noch irgend etwas Unbestimmtes zu entreißen, irgend eine Freude, einen Genuß, an dem ihr Leben bisher so arm gewesen war.

Ein herrlicher Augustmorgen war angebrochen. Gepuzte Menschen, gepustes Vieh bewegte sich auf allen Wegen und Stegen, Seehamm zu.

Zähnen flatterten lustig auf dem Festplatz, der Wind trug die Blechmusiköne herüber, das Rasseln des Fuhrwerkes, Gelächter, Zuchschrei, dazwischen brüllten unausgesetzt die Böller. Ein Freudentag war angebrochen für alle — bis auf die Burgl.

Dafür war sie aber auch die Achenbacherin, die viel z' guat is, als sich ihr nobles G'wand verderb'n lass'n von all dem G'sindl, was da z'amm'laufft. Was is denn am End dabei? Morg'n is alles verklungen und verraucht, und dann is ganz ein Ding, ob's dabei war oder net, und so is mit'm ganz'n Leben. Ganz gleich! A Narr, der sich 's Herz drüber schwer macht!

So philosophierte sie, im Obstgarten stehend und begierig hinüberpähend nach Seehamm. Da kam der Lehner am Zaun vorbei. Er war mit seinem, schwarzem Tuch bekleidet und trug die silberne Amtsmedaille am breiten blauen Bande. Die blonden Ringelchen seines Vollbartes leuchteten wie lauter Gold in Frühsommenschein.

Sie hielt sich ganz ruhig, an einen Baum gedrückt. Ob er wohl an sie denken werde an seinem Ehrentag? Da blieb er stehen und sah herüber. Sie erschrak über die Macht ihres Gedankens.

Er warf einen prüfenden Blick zwischen dem Astwerk der Bäume hinauf auf das Haus. Er befriedigte ihn sichtlich, da er die Arme auf den Zaun legte und Posto faßte.

„Darfst net, Burgl?“ fragte er.  
„Darfst net?“ wiederholte sie herb. „Mag selb'r net, was soll i dort?“

„Wo 's Schönst und 's Best z'amm' kommt von weit und breit, da fragst no? Herrgott, in Dein' schwarzseid'nen G'wand und dem blauen Brusttuch, das D' am vorigen Sonntag ang'habt hast und die fein' Schnacherl, weiß ausg'naht.“ Er schnalzte mit der Zunge in sichtlichem Wohlbehagen der Erinnerung.

Burgl schmiegte sich unwillkürlich enger an den Baum, um ihre nachlässige Kleidung zu verbergen, und nestelte mit den Fingern in dem ungekämmten üppigen Rothaar, das wie eine Mähne ihre Schulter umhüllte. Die Worte Urdans waren süßes Gift für sie.

„Warum muas denn nacha die Cens net mit?“ erwiderte sie, ihre Erregung mit Spott verkleidend. „Wennst Di auf des Sach so guat verstehst, die hat's ja g'wiß no viel schöna —“

Urdans festtägliches Antlitz verdüsterte sich. „Net spott'n, Burgl, hat's wirkli net nötig. Die Cens is recht schlecht bei-anand, wird's nimma lang mach'n — hab' heut nacht schon g'meint . . . I g'hör eigentli gar net da 'nüber heut, aber i muas ja, grad daß ein'm all's verdorb'n sein muas.“

Burgl war hinter dem Baum hervorgetreten dem Zaun zu. „Was hast denn g'meint heut nacht?“ fragte sie.

„No, daß ma wegstirbt vor laut'r Schwachsein.“  
Burgl stand jetzt dicht bei ihm. „Des wär' aber hart für Di, grad jetzt.“

Urban sah auf den Boden und stockerte mit dem Stoc an dem Raun herum.

„Freili — mein Gott, für 's Cens wär's ja eine Erlösung. Is do kei Leb'n nimma. Wenn grad amol 'nüber-schaun thätst den Tag über, da wird Dein Mann do nig da-geg'n hab'n.“

„Gern, Urban, verlaß Di drauf,“ entgegnete Burgl. „Daß Dir den Tag nur net verleid'n, es wird net so kritisch sein. Dir geht's grad wie mir, muas a jede freudige Stund derzwinga. Da denk' i mir imma, jetzt grad extra! Nacha geht's schon, man glaubt net, was so a G'dank'n all's vermag. Des is was ganz Seltam's; ums Leb'n bringa, glaub' i, könnt ma ein damit.“

Urban hob jäh den Kopf und blickte auf die Bäuerin. „Des wär' hübsch g'fährli, wenn's so wär'!“ sagte er.

Burgl schüttelte das schwere Haar rückwärts und lachte. „Thätst Di gar fürcht'n?“ fragte sie. „Borm Lorenz?“

Ihre weißen Zähne bligten zwischen den halb geöffneten roten Lippen, ein unruhiges Feuer flackerte in dem grauen Auge.

Urban beugte sich weit über den Zaun, seine Hand griff nach ihrem bloßen Arm, er zog sie dicht an sich. „Borm Lorenz net,“ flüsterte er, „aber vor mir selber, Burgl.“ Dann sprang er rasch weg und schlug hastig den Fußweg nach Seehamm ein.

Burgl sah ihm lange nach. Seine letzten Worte klangen fort in ihrem Ohre, bis sie zuletzt in dumpfem Brausen sich verloren. Sie legte einen Augenblick die Hände vor das Antlitz, dann machte sie eine abwehrende Bewegung und schritt dem Hofe zu. „Ach was, Dummheit'n! Dent'n wird ma wohl no dürf'n!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Familie Grautier.

Deutschland beginnt unter dem Zeichen des — Esels zu stehen, womit nicht gesagt sein soll, daß die Dummheit eine noch bedeutend größere Verbreitung, als bisher schon üblich, finden wird. Das ist schon deshalb, soweit es wenigstens den Esel anbelangt, nicht möglich, weil das Grautier es ganz gewaltig hinter den Ohren hat, die ja auch groß genug dazu sind. Auch der Esel gehört zu den verkannten Größen. Wer das arme, gepeinigte und gequälte Tier in Italien gesehen hat, wird allerdings keine hohe Meinung von ihm hegen. Anders schon zeigt er sich in Aegypten, und in Arabien und Persien ist er entschieden eine vornehme Natur. Er ist hier durchaus nicht der Prügeljunge unter den Haustieren, bekundet vielmehr einen unmerklichen Stolz in seinem Auftreten, und weiß sich eine gewisse unnahbare Selbständigkeit zu bewahren. Dazu besigt er ein treffliches Gedächtnis. Freilich ist er auch etwas listig und verschlagen und hat seinen eignen Kopf. Alles in allem aber ist er ein Charakter. Jetzt soll er bei uns, nachdem wir so lange auf den Hund gekommen waren, diesen anhänglichen Bierfüßler ersetzen, und selbst der unentbehrlichen Stütze vieler jungen Mütter, der milchreichen Kuh, Konkurrenz machen. Mehr kann man von einem Esel nicht verlangen.

Familie Grautier ist unter den Haustieren ein altäbliches Geschlecht. Sie kann auf eine lange Ahnenreihe zurückblicken. Schon um 6000 v. Chr. war der Esel ein Genosse des Menschen im alten Nillande. Auf einer Schieferplatte aus der Negadabzeit ist er in Gesellschaft von zahmen Schafen und Kindern abgebildet. Das Pharaoenvolk betrieb schon frühzeitig in großem Maßstabe die Eselzucht. In einem Wirtschaftsbericht, den ein Oberjäger seinem Herrn ablegt, heißt es, daß 5023 Stück Vieh vorhanden sind, darunter 760 Esel. Auf den Wandmalereien der Grabkammern sieht man ihn als Lasttier, sowie zum Austritten des Getreides auf der Reime und als Reittier verwendet. Aber man stieg nicht direkt auf seinen Rücken, sondern befestigte einen Reitsattel zwischen zwei Eseln, in dem dann der Herr oder die Dame Platz nahm. Etwa 600 v. Chr., als das Pferd eingeführt wurde, ging der Gebrauch des Esels in Aegypten zurück, dagegen breitete er sich mehr und mehr in den europäischen Mittelmeerländern aus. Der altägyptische Esel glich dem jetzigen Hausefel mit schwarzem Schulterkreuz.

In Aegypten oder seiner näheren Umgebung ist der Esel auch zuerst gezähmt worden. Er ist ein Abstammung des ostafrikanischen Steppenesel, der ein Zwischenglied zwischen den afrikanischen Tigerperden und den asiatischen Wildperden bildet. Der Steppenesel ist etwas größer als sein zahmer Nachkomme, aschgrau oder ibabellenfarben und durch ein schwarzes Schulterkreuz und mehrere Quersstreifen an der Außenseite der Hinterfüße ausgezeichnet. Er lebt in allen Steppenländern östlich vom Nil und tritt besonders häufig um die Atbara und in den Darfa-Ebenen auf. Ein jeder Hengst führt eine Herde von etwa zehn Stuten. Der Steppenesel ist außerordentlich vorsichtig und scheu. Wird er jung eingefangen, so läßt er sich zähmen. Für die Abstammung des Hausefels vom Steppenesel spricht die Kopfform und die ganze Ueber-einstimmuna des Körperbaues, sowie das bei vielen Hausefeln

noch auftretende Schulterkreuz und die Wänderung an den Hinterfüßen.

In Central-Arabien, Mesopotamien und Aegypten kommt neben dem gewöhnlichen Grautier noch eine weiße Art vor. Sie ist schön gebaut, hat die Größe eines kleineren Araberpfers und ist sehr langsam. Die edlen, stolzen Tiere werden von den vornehmen, mohammedanischen Damen als Zelter benutzt. In Mesopotamien bezahlt man für das Stück gegen 600 M. Diese Eselart hat mit dem ostafrikanischen Steppenesele nichts zu thun. Ihr Stammvater ist der wilde Onageresel oder Goryx. Der Onager ist von Syrien über Arabien und Persien bis Indien verbreitet. Er hat ein silberglänzendes Grau, das auf dem Rücken und den Hinterschultern von weißen Streifen durchzogen wird. Er lebt truppenweise und streicht im Winter auf der Futtersuche weit umher. Schon Xenophon, der ihn am Euphrat sah, rühmt seine große Schnelligkeit. Die Römer schätzten die Füllen als Lederbüßen. Von den Kirgisen, Arabern und Persern wird es noch jetzt des Fleisches wegen gejagt. In Persien fängt man ihn auch lebendig in Wolfsgruben und verkauft ihn zur Veredelung der Zucht in die Eselstutereien. Er kann hier leicht gezähmt werden.

Heruntergekommen ist der Esel erst in Süd-Europa, in Griechenland und Italien. Trotz seiner Nützlichkeit hat man ihn schon im Altertum verachtet. Wahrscheinlich ist die Verspottung auf den markerschütternden Schrei des Esels zurückzuführen, dessen Klangfarbe und Stärke für irgend ein vorwitziges Ungeheuer vollkommen ausreichend würde, und in einem wirklich komischen Gegensatz zu den Körperproportionen des Grautiers steht. Man behauptet noch immer, daß der Esel „J—a“ schreit. Wer ihn aber in seiner besten Leistungsfähigkeit gehört hat, kann den gräßlichen Aufschrei, mit dem er seine Stimme gegen seinen Herrn und Gebieter erhebt oder seinen Liebesgefühlen Ausdruck giebt, nur mit dem Kreischen einer rostigen Winde vergleichen. Der Mißklang und die dröhnende Kraft des Eselschreies ist übrigens zurückzuführen auf zwei kleine eigenartige Höhlungen am Kopf der Luftröhre. Im Altertum wurde der Esel nur nach dem Tode geschächt. Denn aus seiner Haut wurde bekanntlich das für die Wissenschaft unentbehrliche Pergament hergestellt. Für diese ferne Vergangenheit wenigstens paßt das Wort Voltaires, daß die Gelehrten und die Esel stets in enger Verbindung gestanden haben.

Die Verachtung des Esels im Altertum hat sich auch auf das Mittelalter übertragen. Ihre sichtbarste Verförperung fand sie in den Eselsfesten und den Eselsstrafen. Nach unserem heutigen Empfinden ist eine solche Vereinigung von religiösen Bräuden und Narretei nicht mehr denkbar, wie sie in den Eselsfesten, die alljährlich in Italien, Frankreich und Spanien gefeiert wurden, zu Tage trat. Angeblich wurden sie zu Ehren des Esels begangen, auf dem Maria mit dem Jesuskind nach Aegypten floh, und den Christus bei seinem Einzug in Jerusalem ritt. Die Feier fand Weihnachten oder am Palmsonntag statt. Am berühmtesten ward das Eselsfest, das am 14. Januar in Beauvais abgehalten wurde. Das schönste Mädchen der Stadt wurde mit einem Kind im Arm als Maria auf einem mit einem Chorhemd bedeckten Esel von verkleideten Priestern, gefolgt von einer großen Volksmenge, in die St. Stephanskirche geführt, wo der Esel niederkniete. Das Tier wurde gefüttert, worauf ein ironisierender Lobgesang auf den Esel angestimmt wurde, dessen einzelne Strophen mit den Worten schlossen: „He, Herr Esel, he!“ Den Gesängen bei der Messe folgte man jedes Mal als Abschluß ein langgezogenes „J—a“ hinzu, die ganze Feier aber klang in ein dreimaliges „Ja“ aus, das von einem der Priester ausgestoßen und von der Volksmenge ebenso beantwortet wurde. Von Päpsten, Bischöfen und Kirchen-Versammlungen wurde diese Ausgeburt derben Volkshumors im 12. und 13. Jahrhundert wiederholt verboten. Gleichwohl erhielt sich die Feier bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts hinein.

Das verkehrte Reiten auf dem Esel mit dem Schwanz statt des Bügels in der Hand, als öffentliche Strafform ist uralte. Schon Plutarch berichtet, daß bei den Römern Ehebrecherinnen in dieser Weise den Esel besteigen mußten. Eine derartig bestrafte Frau nannte man Onobatis, Eselsreiterin. Im deutschen Mittelalter wurden mit dem Eselsreiten Frauen bestraft, die über ihre lieben Eheherren in thatächlich fühlbarer Weise den Pantoffel geschwungen hatten. Der so misantrop behandelte Ehemann mußte den Esel, auf dem seine teure Lebensgefährtin Platz genommen hatte, selbst durch die Straßen des Ortes führen. Das war wohl zugleich eine kleine Nebenstrafe für den männlichen Helden, der betwiegen hatte, daß viel auf seine Haut ging. Man bezeichnete diesen Volksgebrauch, der bis zum 16. Jahrhundert andauerte, satirisch als Eselsleben oder in der Darmstädter Gegend als Frankenstein-Esel. Die adelige Familie der Frankensteinier hatten gegen eine jährliche Abgabe des ehrsamten Darmstädter Rates den obligaten Esel zu stellen.

Die Gegenwart ist im Begriff, mit dem Vorurteil gegen den Esel zu brechen. Zu gönnen ist es dem geduldigen Grautier. Er steht den Ziehthund durch den Esel! lautet die Parole der Zierschutvereine. Der Hund eignet sich weder wegen der Form seiner Gehwerkzeuge noch wegen seines Brustbaues zur Fortbewegung von Lasten. Wenigstens leidet er erheblich darunter. Anders dagegen der Esel. Er ist ein Huftier, von Alters her gewöhnt, fremde Lasten auf seine Schultern zu nehmen, macht für seine Lebensführung nur bescheidene Ansprüche und ist billiger als sein edler Vetter, das Pferd.

Neuerdings gewinnt man dem Esel oder vielmehr den Damen dieses gutmütigen Geschlechts aber auch noch eine andre Verwendung

ab, als Milchlieferantinnen. Die Eselmilch steht der Muttermilch am nächsten. Es enthalten 100 Teile Frauenmilch 87 Teile Wasser, 0,50 Käsestoff, 1,23 Eiweißstoffe, 3,94 Fettstoffe, 6,23 Zuder und 0,45 Salze. Die Eselmilch setzt sich zusammen aus 89,64 Teilen Wasser, 0,67 Käsestoff, 1,55 Eiweißstoffen, 1,64 Fettstoffen, 5,99 Zuder und 0,51 Salzen. Dagegen finden sich in der Kuhmilch vor 87,42 Teile Wasser, 2,88 Käsestoff, 0,53 Eiweißstoffe, 3,65 Fettstoffe, 4,81 Zuder und 0,71 Salze. Abgesehen von dem größeren Unterschied in der Zusammensetzung hat die Stuhmilch den Nachteil, daß sie bei der Gerinnung derbe Broden bildet. Sie ist deshalb schwerer verdaulich als die Muttermilch, die den Käsestoff feinstodig ausfüllt und die Eselmilch, die ebenfalls feinstverteilt bleibt. Es ist daher die Eselmilch für die kindlichen Verdauungsorgane entschieden zweckmäßiger als die Kuhmilch und auch Erwachsene mit Verdauungsstörungen machen von ihr den besten Gebrauch. Wichtig ist ferner, daß der Esel gegen Tuberkulose so gut wie gefeit ist. Eine Uebertragung von Tuberkelbazillen auf die Trintenden durch die Milch, wie es bei den für diese Krankheitserreger so empfänglichen Kühen auch jetzt immer noch für möglich gehalten werden muß, ist daher ausgeschlossen. Eselmilch ist daher auch für Lungentränke besonders empfehlenswert. Eselmilchanstalten bestanden bisher in Paris und Amsterdam. Jetzt kann auch Deutschland ein gleiches Institut von großem Maßstabe sein nennen, die Eselstuterei Hellerhof bei Dresden. Sie zählt gegen 60 Tiere und steht unter der Leitung des Dresdener Kinderarztes Dr. Klemm. Die fortgesetzten Untersuchungen der Tierärztlichen Hochschule in Dresden haben die vorzügliche Beschaffenheit der Eselmilch bestätigt und die ärztlichen Beobachtungen weisen die befriedigendsten Erfolge auf. —

Theo Seckmann.

## Kleines feuilleton.

**k. Seltene Schoftiere.** Immer eigenartiger werden die Launen der reichen englischen Damen in Bezug auf ihre Schoftiere. Die Mode in Schoftieren, schreibt eines der verbreitetsten Londoner Blätter, ist seit langem auf kleine oder ungewöhnliche Tiere gerichtet. Die Hundezüchter versuchen seit Jahren, kleine Arten zu erzielen; aber ihre Arbeit scheint vergebens, denn jetzt, da kleine Hunde leicht zu beschaffen sind, haben die launischen Frauen Matten und Seidenäffchen zu ihren Schoftieren gemacht. Der Wunsch einer Morgenbluse ist z. B. ein ideales Heim für eine zahme weiße Ratte, und Mädchen, die früher beim Anblick einer Maus laut um Hilfe schrien, befassen sich jetzt mit Matten, Eidechsen und Schlangen. Die Mode, seltene Reptilien zu tragen, stammt ursprünglich aus Paris, wo noch kleine Schildkröten, die oft mit Gold und Juwelen besetzt sind, als Amuletts an den Armändern befestigt werden. Um nicht überboten zu werden, sind die Engländerinnen einen Schritt weiter gegangen, und das neueste „Handgelenk“-Tier ist ein Chamäleon, eine besonders häßliche Eidechsenart; es wimmert auf einem dünnen Goldseilchen am Armband besessigt und knarrt sich mit dem Schwanz und den Füssen an den Arm. Die Frau, die zuerst an dieses seltene Lieblingstier dachte, hatte Farbensinn, denn sie machte ausfindig, daß das Chamäleon die Farbe ihres Kleides annahm, wenn es in einem Käfig gehalten wurde, der mit Stoff von derselben Farbe geschlagen war. Die Wirkung war natürlich sehr groß. Diese plumpen Eidechsen sind seit anderthalb Jahren Mode und können bei jedem Tierhändler für 10 M. gekauft werden, aber sie leben nicht lange. Die Schaufenster, in denen sie ausgestellt sind, werden gewöhnlich von einer großen Menge belagert, und viele Damen betrachten sie aus der sicheren Entfernung, können sich aber nicht mit ihnen befreunden. Ein viel umgänglicheres Lieblingstier ist das aus Indien stammende Seidenäffchen. Die Tiere werden bald sehr zahm und sind am glücklichsten, wenn sie auf dem Schoß ihrer Herrin spielen oder eine Mahlzeit von Gerstenzuder zu sich nehmen. Seidenäffchen kosten 40—50 M. und können bei großer Sorgfalt den Winter über am Leben gehalten werden, aber gewöhnlich sterben sie an Schwindsucht oder Lähmung. Der Mungos oder indische Schlangentöter ist ein andres Tierchen, das sehr zahm wird. Die Damen lassen sie im Hause umherlaufen, und wenn sie verschwinden und gesucht werden, findet man sie gewöhnlich am Ende des Bettes unter dem Bettzeug, wo sie stundenlang zusammengeklaubt im Warmen liegen. Man kann sie für etwa 40 M. kaufen. Ein sehr hübsches Tierchen ist die Springmaus. Die Springmäuse sind in Aegypten heimisch und schwärmen dort zu Hunderten in der Wüste umher. Sie kosten je 10 M. und sind sehr beliebt, da sie völlig harmlos und leicht zu zähmen sind. Sie sind etwa „wie ein zierliches Känguruh mit einem Kaninchenkopf“; die Hinterbeine sind acht Zoll lang, die Vorderbeine dagegen nur ein Zoll. Sie haben ein hellbraunes, sehr weiches, seidiges Fell und große durchsichtige Augen. Vermöge ihrer mächtigen Hinterbeine können sie über sechs Fuß hohe Hindernisse springen, und ein Springmaus-Kennen über die Möbel im Wohnzimmer ist sehr aufregend und giebt Anlaß zu Spekulationen . . .

### Medizinisches.

gc. Die Preiselbeere als Hausmittel. Dr. W. Wächner, der eine eigne Schrift über die Preiselbeere herausgegeben hat, sagt über die Wirkung und Anwendung derselben als Volksmittel u. a.

folgendes: Da die Beeren und der aus ihnen bereitete Stoff abstringierende (zusammenziehende) Eigenschaften in hohem Grade besitzen, so daß man auf den Genuß derselben eine augenblicklich belebende Wirkung und vermehrten Appetit verspürt, so stehen sie nicht nur in großem Ruf als diätetisches Mittel gegen Schleim- und Wechselstieber, sondern sind auch als solches gegen die epidemische Brechruhr in neuester Zeit empfohlen worden. Ich rate deshalb denjenigen Personen, die an Orten leben müssen, wo Cholera, Schleim- und Wechselstieber herrschen, täglich ein- oder einigemal eine kleine Portion Preiselbeeren zu genießen und sich statt des grünen Salats als Zuspriese des Preiselbeerenmuskus zu bedienen. Der verlorene und geschwächte Appetit wird dadurch wieder hergestellt und die Urinabsonderung befördert, während zu häufige und starke Darmausleerungen angehalten werden. Allen jenen Individuen, welche an einer Verstimmung des Nerven- systems leiden, auf welche jede Bitterungsveränderung einwirkt, sowie jenen, deren Verdauung infolge von Ausschweifungen im Essen und Trinken oder geistiger Aufregungen daniederliegt, sind die Preiselbeeren zur Zeit, wo feuchtenartigen Krankheiten regieren, in ihren verschiedenen Zubereitungen nicht genug zu empfehlen. —

**Aus der Pflanzenwelt.**

— Der Rosmarin. Obergärtner A. Eliva schreibt in der Wochenschrift „Nerthus“: Der Rosmarin stand früher in manchen Gegenden in stüniger Beziehung zum menschlichen Leben. Das neugeborene Kind wurde mit Rosmarin geschmückt zur Taufe getragen, Braut und Bräutigam trugen Rosmarinzweige, wenn sie zur Hochzeit gingen, die Burschen und Mädchen schmückten sich damit zum Tanz, und den Verstorbenen gab man Rosmarin in den Sarg. Dies alles geschah noch vor 25 Jahren. In dieser Zeit trat ich in die Lehre einer der größten oberbayerischen Gärtnereien, die auch ein Gewächshaus mit Rosmarin aufzuweisen hatte; es waren mächtige Büsche in Töpfen sowie Kübelpflanzen. Damals war nämlich der Rosmarinhandel noch ein lukratives Geschäft; es kostete z. B. ein 10 Centimeter langer Zweig abgesehen 20 Pf. Man fand den Rosmarin früher auf den Dörfern fast an jedem Fenster, schon der leichten Kultur wegen. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge und Saat, erstere ist viel einfacher und führt auch schneller zum Ziel. Die Stecklinge entwickeln sich leicht und schnell, ohne daß sie einer besonderen Aufmerksamkeit bedürfen. Die Auspflanzung ins Freie erfolgt Mitte Mai; im Herbst, wenn die ersten Fröste zu befürchten sind, wird er ausgehoben und in einem hellen, frostfreien Raum (Keller oder Zimmer) überwintert. Der Rosmarin liebt sonnige Lage und trockenen Boden, weshalb auch Rosmarinpflanzen in Töpfen bezüglich des Gießens mit Sorgfalt zu behandeln sind. Im Winter ist ein kühler und heller Standort vorzuziehen. Wird er zu warm gehalten, so fallen die Blätter leicht ab, und die Pflanze kränkelt. Der Rosmarin blüht im Frühling und Vorfrühling. Die zahlreichen Blüten sind blau und verbreiten einen starken Duft; sie werden mit Vorliebe von den Bienen aufgesucht. Ob wieder eine Zeit kommen wird, wo der vergessene Strauch wieder zu Ehren gelangt? Es dürfte das wohl zu erwarten sein; denn der immergrüne Strauch spendet seine hübschen, duftigen Zweige das ganze Jahr, kann zu jeder Zeit, bei freudigen und auch traurigen Anlässen aushelfen, ist so recht eine Pflanze für Freude und Trauer. —

**Meteorologisches.**

en. Vesuv-Dämmerung. Am Abend des 7. August wurden, wie Arthur Stenkel den „Allg. Wiss. Ver.“ mitteilt, in Norddeutschland, besonders in Hamburg abermals grobkartige Dämmerungsfärbungen beobachtet. Die Intensität und Anordnung der Farbenöne, die in hellem Gelb begannen, dann in Chromgelb übergingen und endlich in Orange allmählich verblassten und die Steigerung zum Maximum fast eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang ließen unzweifelhaft erkennen, daß man es mit einer außer- gewöhnlichen Dämmerungsfärbung zu thun hatte. Denn aus Gründen der Strahlungsbrechung müßte die farbenzerstreuende atmosphärische Schicht in sehr viel größeren Höhen liegen, als diejenige der gewöhnlichen Morgens- und Abendröte, nämlich in Höhen von mehr als 30 Kilometer, in denen sonst weder stark lichtbrechende noch zerstreuernde Gas- und Staubmassen vorkommen. Die völlige Gleichheit des Schauspiel mit dem im vorigen Jahre beobachteten prächtigen Dämmerungsercheinungen, die durch die vulkanischen Massen von den Antillenvulkanen bedingt wurden, beweist, daß hier wiederum ein ähnlicher Vorgang zu Grunde liegen muß. Wir werden also nicht fehl- gehen, wenn wir die Dämmerungstrübung des 7. August und der, allerdings wegen meist unglücklichen Wetters, unvollkommen beobachteten etwas schwächeren Erscheinungen der folgenden Tage auf das Vor- handensein vulkanischer Gas- und Staubmassen in hohen Auf- sichten zurückführen. Die Frage nach der Herkunft dieser neuen vulkanischen Eruptionsstoffe ist leicht zu beantworten. Obwohl zum Beispiel die nach dem Ausbruch des Pil Makata (Kratatau), Peru- wala und Dana in der Sundastraße vom 26.—28. August 1883 seit dem 27. November 1883 in Europa beobachteten ungewöhnlich schönen Dämmerungen fast drei Jahre hindurch auftraten, kann die Störungsperiode nach den Ausbrüchen der Antillen- Vulkane doch nicht von so langer Dauer sein, weil die Eruption der letzteren sehr viel schwächer war als die der Sunda-Vulkane. In der That stellte Stenkel auch nach

jedem neuen Ausbruch der Vulkane Mont Pelée und Soufrière eine neue Störungsstelle in Europa fest, und zwar gab er dafür folgende Daten an: 1. Eruption des Mont Pelé und der Soufrière am 8. Mai 1902; Dämmerungsercheinungen vom 15. Juni an; 2. Eruption des Pelé am 9. Juli: Dämmerungsercheinungen vom 8. September an; 3. der Soufrière am 30. August: Dämmerungs- ercheinungen vom 29. Oktober an; 4. Eruption der Soufrière am 16. Oktober (oder der Santa Maria in Guatemala am 9. No- vember): Dämmerungsercheinungen vom 17. Januar 1903 an; 5. Eruption der Soufrière am 21. März 1903: Dämmerungs- ercheinungen vom 3. Juni an; endlich 6. Eruption des Pelé am 28. Mai: Dämmerungsercheinungen vom 1. Juli an.

Nach der Mai-Eruption des Pelé haben jene fernen Vulkane aber keinen nennenswerten Ausbruch gehabt, die jetzige neue atmosphärische Störung kann daher nicht mehr auf ihre Thätigkeit bezogen werden. Vielmehr haben wir diesmal den weit näheren Vesuv als Ursache anzusprechen; denn dieser Vulkan hat (abgesehen von seiner letzten Eruption) vom 22. bis 30. Juli recht heftig gespieen. Die verhältnis- mäßig kurze Wegstrecke legten die vulkanischen Luftverunreinigungen naturgemäß in weit kürzerer Zeit zurück als bei der Störungs- periode 1902/3 der Antillen-Vulkane oder gar bei derjenigen 1883—86 der Sunda-Vulkane, nämlich in etwa einer Woche. Damit stimmt auch sehr wohl die Beobachtung des Professors Arnold Dodel überein, der bereits am 4. August an den oberitalienischen Seen so herrliche Dämmerungsfärbungen beobachtet hat, wie wir sie seit dem Ausbruch des Kratatau nicht gesehen haben. Wenn aber Professor Dodel den Pelé-Staub noch für das Phänomen ver- antwortlich macht, so wird man sich dieser Ansicht kaum anschließen können, umso weniger als die oberitalienischen Seen auf dem Wege liegen, den der Staub und die Gase zu uns genommen haben, also unzweifelhaft auf den Vesuv weisen. Die zeitliche Folge beider Beobachtungen harmoniert auch vorzüglich, wenn man den Ausgangs- punkt der vulkanischen Stoffe südlich sucht, und aus all diesen Gründen werden wir das richtige treffen, wenn wir die letzte atmosphärische Störung dem Ausbruch des Vesubs zuschreiben. —

**Humoristisches.**

- Eine Ausrede. Förster: „Der Hof war wieder ge- seht . . . ne Kohlstade haben S' angekössen.“
- Sonntagsjäger: „Kein Wunder, ich war bis vor kurzem Vegetarier.“ —
- Drohung. Piccolo: „Wenn mir der silzige Gast das nächste Mal wieder kein Trinkgeld giebt, dann steige ich auf den Tisch und figiere ihn von oben herab.“ —
- Eine Riobe. „Sie sehen recht schlecht aus, Frau Meier!“
- „Habe auch in der letzten Zeit zu viel durchmachen müssen: Erst wurde ich dreimal von einem Automobil überfahren, dann starben kurz nacheinander mein Kanarienvogel, mein Mann und mein Papagei, und jetzt hat sich meine Freundin einen Hut für fünf und dreißig Mark zugelegt!“ —
- („Meggendorfer Blätter“.)

**Notizen.**

- Ein ständiges Naturtheater wird die „Neue Gemeinschaft“ auf ihrem Terrain in Schlachtensee eröffnen; der Zuschauerraum soll 500 Personen fassen. Martin Zidel übernimmt die künstlerische Leitung. —
- Das Deutsch-Amerikanische Theater wird sich am Sonntag mit der Komödie „Ueberrn großen Teich“, heitere Bilder aus dem Leben der Deutsch-Amerikaner, von Adolf Philipp einführen. —
- Fragmente zweier bisher unbekannter attischer Lustspiele, als deren Verfasser Menander oder einer seiner Zeitgenossen angesehen wird, hat Professor P. Fouquet in Lille in einem unlängst in Fayum ausgegrabenen Papyrus- Fund entdeckt. —
- Hugo Wolfs nachgelassene Oper „Korregidor“ wird anfangs Oktober an der Münchener Hofbühne erst- malig aufgeführt werden. —
- Ein Verein zur Pflege des deutschen Volks- liedes, wie es in den Alpenhöfen gesungen wird, soll in Bozen gegründet werden. Man will dadurch dem Talmi-Tiroler- lied entgegenwirken. —
- Der Landschaftsmaler Hans Gude ist im Alter von 79 Jahren in Berlin gestorben. —
- Gefüllte Aiberrosen sind, nach den „Münchener Neuesten Nachrichten“, auf Fünfer Gebiet (Graubünden) und am Patscherkofl bei Innsbruck wildwachsend gefunden worden. —
- Zwei amerikanische Geographen haben im nördlichen Teil des Felsengebirges zwei bisher noch nicht unter- suchte Gipfel bestiegen. Der eine, Mount Hungabee, ist danach 3450, der andre, Mount Goobfir, 3600 Meter hoch. —
- 96 Muster Schweine brachten auf einer Ausstellung im Staate Indiana (Nordamerika) 240 000 M. ein. Für ein Schwein, das den poetischen Namen „Sommenaufgang“ führte, wurden 68 000 Mark bezahlt. —